

Hunde. Welt. Mensch.

Zucht & Verantwortung

Im Gespräch mit Josef Müller

erschienen in der Zeitschrift DogTalking 2.2013

Josef Müller ist Fachbuchautor, Züchter – und ein echter Hundemensch. Er hat kaum einen Tag seines Lebens, das bald – nach dem Studium der Romanistik und entsprechender Tätigkeit ist er jetzt in Pension – 6 Dekaden umfasst, ohne Hund verbracht; derzeit begleiten ihn fünf. Er züchtet seit 1977 Berger des Pyrénées und seit 1986 Schafe (z. Z. 11). Außerdem im Haushalt: 7 Katzen (seit 2007) und 1 Frau (seit gut 4 Jahrzehnten). 1982 gründete er zusammen mit Udo Kopernik u.a. den Club Berger des Pyrénées e.V. VDH/FCI, den er seither mit Udo Kopernik zusammen leitet (Vorsitzender, Zuchtleiter, Richterobmann). Soviel zum Biografischen.

» VON ANDRÉ PLUSKWA

Vor allem ist Josef Müller auch ein Mann des Wortes, ein Universalgelehrter, möchte man meinen: Schon sein geradezu enzyklopädisches Wissen aus verschiedensten Sparten und seine außergewöhnlichen, oft weite Bögen spannenden Gedankengänge, die bei aller Komplexität immer auch mit viel Witz formuliert sind, heben seine Veröffentlichungen deutlich aus den Bergen von Hundefachliteratur heraus. Sein 5-bändiges Mammutwerk „Auf der Spur des Gefährten“ sei hiermit vorbehaltlos jedem Hundemensch, der es wirklich wissen will, angeraten: Diese gewaltige und doch so feinfühlig Spurensuche bie-

tet mehrere tausend Seiten eine vielschichtig interdisziplinäre Infofülle höchster narrativer Qualität zur Kulturgeschichte des Hundes und führt den schnell in Bann geratenen Leser durch alle Kontinente, Kulturkreise und Epochen der Welt – na ja, fast; Tragisch: Es handelt sich um ein bis dato unvollendetes Lebenswerk, der 6. Band steht leider noch aus ... Weiteren Lesehunger und Wissensdurst stillt jedoch der knapp 1.200 Seiten fassende Doppelband „Pyrenäen Schäfer Hunde“, eine nicht minder dichte wissenschaftliche Abhandlung des im Titel benannten Komplexes. So viel Lobhudelei – mag es manch einem aufstoßen. Jenen Nörglern sei gesagt: es war wohl überfällig. Im Rampenlicht stehen, vielleicht aufgrund von schnelllebiger Schwarmintelligenz, leider nicht die, die wirklich etwas zu bieten haben, sondern die, die am lautesten klappern und am einfachsten konsumierbar sind. Aber bei der Dog Talking wird nicht gehypet, sondern wir empfehlen in geradezu klassischer Manier weiter. Meine 5 Bücher für die Insel respektive Ewigkeit? Genau: Auf der Spur des Gefährten, Band I – V. Mehr geht nicht. (Ausser Band VI).

André Pluskwa: Herr Müller, als unsichtig denkender Züchter mit langjähriger Hundefahrung positioniert man sich doch zwangsläufig zu manchen Entwicklungen rund um den Hund durchaus unbequem, oder?



Josef Müller: Das ist gut möglich, spontan fällt mir das Phänomen „Hundetrainer“ ein, ohne die es heute ja nicht mehr geht. Ein Hundehalter, der noch nicht beim Hundetrainer war, handelt offensichtlich verantwortungslos, so wie ich beispielsweise, geradezu asozial. Ich behauptete ja, dass ein Drittel zum Trainer geht, weil es nicht richtig mit seinem Hund kommunizieren kann, dass das zweite Drittel hingeht, weil es sich heute einfach so gehört, und dass das letzte Drittel da ist, weil es dort ein Fenster zur Mitwelt gibt. Das alles kann auch interdependent sein.

André Pluskwa: Sie sprechen von einer „Amerikanisierung der Verhältnisse“ in Bezug auf unseren Umgang

mit den Hunden, auch wenn es um das heiße Eisen Kastration geht?

Josef Müller: Die Hundebesitzer, die ihre Hunde (in diesem Fall sind nur Rassehunde gemeint) kastrieren lassen (trotz fehlender medizinischer Indikation, was schon ein Verstoß gegen das Tierschutzgesetz ist), gehören meistens gleichzeitig zu der immer größer werdenden Gruppe, in deren Diskussion Rassehunde gebrandmarkt werden als „überzüchtet“, als mit Erbkrankheiten überhäuft und als von Inzucht gekennzeichnet – wobei alle drei Vorwürfe interdependent gemeint sind.

Ich werde auf diese Urteile gleich näher eingehen. Aber nehmen wir zunächst einmal an, die Vorwürfe träfen

**Josef Müller
mit Yayla vom
Wunderhorn**

*Foto: Gabriele
Metz*

in dieser allgemein gehaltenen Art zu. Dann wäre jeder kastrierte Rassehund (ob Rüde oder Hündin) ein erheblicher Verlust für die Zucht, denn durch das Eliminieren von potentiellen Zuchtpartnern verengt man die Auswahl der zur Verfügung stehenden Partner, d. h. es können nur immer noch weniger Partner zum Zuchteinsatz kommen, die dann immer öfter eingesetzt werden müssen, um die fehlenden, weil kastrierten Optionen zu ersetzen. Denn die Empfehlung von Inzuchtgegnern lautet ja, man möge möglichst viele Partner möglichst nur einmal in der Zucht einsetzen: Dann könnte der gemittelte Inzuchtkoeffizient einer Population gesenkt werden oder wenigstens sein weiteres Ansteigen verhindert werden. Anders formuliert: Zumindest teilweise schaffen die Fans der Kastration jene vermeintlichen Fakten, die sie nachher (oder schon vorher) kritisieren. Und noch eine Bemerkung zum heute (besonders unter den zahlreichen Tierärzten) so beliebten Kastrieren: Wer ein Stück Natur mit vorher bekannten Eigenschaften ins Haus holt, und diese Eigenschaften dann nicht respektiert und nicht damit vorbeugend umzugehen versteht, der ist eigentlich mit einem Tamagochi oder Steiff-Hund besser bedient.

André Pluskwa: Ist Inzucht denn zwingend notwendig?

Josef Müller: In geschlossenen Populationen, und dazu gehören alle FCI-Hunderassen, aber auch die meisten Nutztierassen, ist ein Anstieg des durchschnittlichen Inzuchtkoeffizienten um ca. 0,1% bis manchmal 1% pro Generation unvermeidlich, wenn die Population nicht sehr groß ist. Die Wortwahl INZUCHT koeffizient ist natürlich schon problematisch, weil nicht zwischen Inzestzucht und Verwandtschaftszucht unterschieden wird. Inzestzucht wäre z. B. der Fall bei einer Vater-Tochter-Paarung, Verwandtschaftszucht läge z. B. vor,

wenn ein Hund einen Urgroßvater doppelt hätte. Es ist nicht akzeptabel, beide Beispiele unterschiedslos unter der Rubrik „Inzucht“ zu vermischen und mit diesem Begriff die Rassehundezucht zu kritisieren. Denn in dem einen Fall wird die genetische Vielfalt eindeutig verringert (und diese Praxis ist genehmigungsbedürftig), während sie in dem anderen Fall nicht beeinträchtigt wird. Und nur darum kann es ja gehen: Den Inzuchtkoeffizienten so gering wie möglich und die genetische Vielfalt so groß wie möglich zu erhalten. Genetische Vielfalt in einer Rasse ermöglicht eine vielfältige Antwort der Rasse auf Problemsituationen (z. B. das Auftreten einer Erbkrankheit; Veränderungen des Biotop), während genetische „Einfalt“ auch nur einfältige Antworten zulässt.

Die Frage ist nun, ob man ein pauschales Rezept für alle Hunderassen querbeet ausgeben kann, wie sich der „Inzucht“- Koeffizient in einem vertretbaren Maß halten lässt, damit die genetische Vielfalt nicht verringert wird. Sie ahnen es schon: Es gibt keine allgemeine Formel. Es gibt nämlich rassespezifische „Inzucht“-Verträglichkeiten und „Inzucht“-Unverträglichkeiten, nicht nur bei Hunden, sondern auch beispielsweise bei Ziegen, ja sogar beim Menschen.

André Pluskwa: Beim Menschen?

Josef Müller: Ein isländisches Forschungsteam um Agnar Helgason hat die Familienstammbäume der Isländer durch Kirchenbücher bis zu fast tausend Jahren und weitgehend vollständig zurückverfolgen und analysieren können und das Ergebnis im Februar 2008 in Science veröffentlicht. Die Untersuchung aller ca. 160.000 Ehen, die zwischen 1800 und 1965 auf Island geschlossen wurden, ergab, dass die Ehen zwischen Cousins und Cousinen dritten und vierten Grades die fruchtbarsten waren, ge-

messen an der Enkelleistung – im Vergleich mit näher und weniger nah verwandten Paaren: Vermutlich vereinten die Cousins und Cousinen dritten und vierten Grades die Vorteile verwandtschaftlicher Nähe und genetischer Verschiedenheit, mit dieser Hypothese gehen die Forscher von einer biologischen Ursache aus. Nimmt man nur die Kinder- anstatt der Enkelleistung als quantifizierbares Kriterium, dann haben sogar Ehepartner, die so eng miteinander genetisch verwandt sind wie Cousin und Cousine 2. Grades oder enger, die meisten Kinder. Und sowohl die Enkelleistung wie die Kinderleistung gilt ebenso für die Generation um 1800 wie für die um 1960, also unter ziemlich verschiedenen Lebensbedingungen.

Cousin/Cousinenpaarungen sind auch in der islamischen „Welt“ und anderswo üblich. Hugenottische Familien, die wegen ihres verfolgten Glaubens Frankreich verließen und ein enges Netzwerk in ihrer neuen Heimat Deutschland unterhielten, heirateten vorzugsweise untereinander: Oft waren die Großmütter beider Ehepartner Geschwister, was der Leistungsfähigkeit dieser Familien keinen Abbruch tat ...

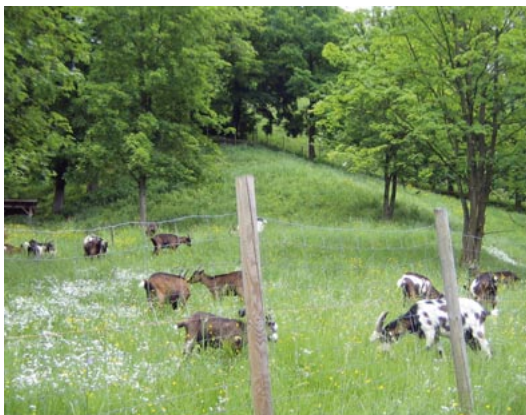
Hält man sich das weitgehend isolierte „Inselndasein“ eiszeitlicher Splittergruppen in Europa vor Augen und die äußerst geringe Größe der jeweiligen Populationen, dann kann man für die Ehen der europäischen Jäger und Sammler der letzten großen Eiszeit einen Verwandtschaftsgrad annehmen, der dem einer Paarung von Cousins und Cousinen 1. Grades entspricht. Auch in dieser längst vergangenen Epoche unserer direkten Vorfahren darf man sich schon ausgetütelte Heiratsstrategien vorstellen, mit denen man den „Inzucht“-Koeffizienten so niedrig wie möglich und die genetische Vielfalt so groß wie möglich erhalten wollte, auch wenn man diese Denkkategorien damals noch gar nicht kannte. Samuel Bowles hat

2006 in zwei Studien die Hypothese herausgearbeitet, dass sich beim Übergang von Jäger-Sammler-Gesellschaften zu Bauerngesellschaften ebenso wie beim Übergang von Bauerngesellschaften zu Industriegesellschaften der durchschnittliche genetische Verwandtschaftsgrad nicht nur in Ehen, sondern auch in Gesellschaften jeweils zunächst um den Faktor 10 verringert hat. All diese Erkenntnisse sind den Kritikern einer reflektierten Verwandtschaftszucht in Hunderrassen leider unbekannt ...

André Pluskwa: Sie nannten als ein weiteres Beispiel Ziegen.

Josef Müller: Die österreichische Genetikerin Ruth M. Wokac hat 2002 und 2003 Beiträge zur geschickten Tauernziege veröffentlicht. Diese äußerst seltene Ziegenrasse wurde von dem Bergbauern Kaspar Mülitzer in den Tauern über 60 Jahre bis zu seinem Tod 1956 als ca. 100-köpfige Herde weitergezüchtet. Nach seinem Tod wurde die Herde bis auf acht Individuen aufgelöst. Aus diesem „Rest“ haben engagierte und kluge Züchter den heutigen Bestand von fast 2.000 Tieren aufgebaut. Das Ausmaß an Inzucht ist in dieser Ziegenrasse entsprechend hoch, aber durch strategisch durchdachte Paarungen und kluge Selektion wirkt sich das Ausmaß der Inzucht weder leistungsstei-

Tauernschecken





Tauernschecken weiden hier am Burghang in Burghausen

gernd noch leistungsmindernd aus auf eindeutig quantifizierbare Kriterien wie Scheckung, Langlebigkeit, Fruchtbarkeit, Lebensfähigkeit der Kitze oder 30-Tage-Gewicht von Kitzen, wie Wokac detailliert nachweist: Kein einziges dieser Kriterien ist korreliert mit dem Inzuchtgrad der betreffenden Tiere oder, im Fall der Kitze, mit dem Inzuchtgrad ihrer Mütter. Wokac hält fest: „Bei Tauernscheckenziegen besteht demnach kein Hinweis auf eine der bekannten Fol-

gen von Inzuchtdepression.“

André Pluskwa: Inwieweit ist die Scheckung der Ziege von Bedeutung? Der Hundezucht wird oft vorgeworfen, Farbzucht ist nur ein willkürliches Design ...

Josef Müller: Ja, ich komme gleich auf die Scheckung der Tauernziege zu sprechen. Es stimmt: Die Rassehundezucht wird oft kritisiert, weil sie Farbzucht betreibt. An dieser Kritik ist etwas Wahres dran, grundsätzlich

schon und v.a., wenn innerhalb einer Rasse die einzelnen Farbschläge nicht miteinander gepaart werden dürfen. Ein Beispiel wäre die Deutsche Dogge. Ein anderes Beispiel ist der Weiße Schweizer Schäferhund, bei dem – wie der Name schon sagt – nur eine einzige Farbe zugelassen ist. Es handelt sich hier um willkürliche Einschränkungen, die man sich nur leisten kann, wenn die effektiven Populationen dieser Farbvarianten groß genug sind (was sie vermutlich leider nicht sind). Kommen wir jetzt kurz zur Tauernschecke zurück: Wenn eine Herde dieser gescheckten Ziegen in Flucht bergauf stürmt, dann verschimmt durch die Scheckung der Einzeltiere das Individuum in der Herde, es verschmilzt optisch zu einer Riesengestalt – jedenfalls für große Carnivoren wie Wolf und Bär: Diese Beutegreifer können dann kein Individuum als Jagdobjekt identifizieren und sind ganz verwirrt.

André Pluskwa: Die Scheckung ist also ein klarer Vorteil, um den „Wettbewerb“ zu überleben.

Josef Müller: Genau. Was erzählt uns nun die Tauernziege über die Hundezucht? Bevor man die Farbzucht in gewissen Rassen kritisiert, sollte man sich fragen, wozu die gewünschte(n) Farbe(n) denn gut sind im Gebrauch der jeweiligen Rasse. Weiße Herdenschutzhunde sind weiß, damit der Hirte sie in der Nacht gut von angreifenden Wölfen unterscheiden kann. Sie sind auch weiß, weil sie für Beutegreifer aus der Ferne möglichst ununterscheidbar sein sollen von ihren schutzbefohlenen Herdentieren. Und gleichwohl sind die Züchter des weißen Pyrenäen-Berghundes so klug, das reine Weiß zu vermeiden: Sie wünschen sich Welpen, die möglichst viele Pigmentflecken an Kopf und Körper haben, damit die Hunde später im Hochgebirge der UV-Strahlung besser widerstehen können. Die Hirten und die frühen Züchter suchten besonders dachsfarbene Flecken,

weil die aus Eumelanin gebildet werden; heutige Züchter haben leider diese dominante Farbe so gut wie unwiederbringlich verloren und können nur noch auf rezessive „gelbe“ Flecken selektieren, also auf Phäomelanin, das keineswegs so effektiv ist im Schutz vor UV-Strahlung wie Eumelanin – ein klarer Verlust, der entstanden ist, weil die heutigen Züchter sich zu wenig Gedanken gemacht haben, wozu und unter welchen Bedingungen diese großartige Rasse von den Hirten verwendet wurde. Merke: Auch wenn der von mir gezüchtete Hund nicht mehr in seinem ursprünglichen Biotop verwendet werden sollte, muss ich ihn so züchten, dass er jederzeit in diesem Biotop arbeitsfähig ist. Ich züchte mit meiner Frau seit 1977 Pyrenäen-Hütehunde – und wir versuchen diese Rasse so zu züchten, dass unsere Hunde in den Pyrenäen Herden hüten können, auch wenn man sie dort nie mehr brauchen sollte. Nur wenn Züchter die harten Bedingungen vergessen, unter denen diese Gebrauchsrassen überhaupt erst entstanden sind, wenn also ein Traditionsverlust seitens der Züchter einsetzt durch Desinteresse oder Überheblichkeit oder beides, dann entsteht Gefahr für eine Rasse.

André Pluskwa: Was verstehen Sie unter „Traditionsverlust“; anders gefragt: Was ist denn die Tradition „Ihrer“ Rasse?

Josef Müller: „Meine“ Rasse ist durch eine vergleichsweise hohe „Inzucht“-Verträglichkeit gekennzeichnet, das ist begründet in den pyrenäischen Bedingungen, die über viele Jahrhunderte bis ins 19. Jahrhundert gleich geblieben sind: Die bis zum 19. Jahrhundert für den Verkehr und Warenaustausch kaum erschlossenen Täler der Pyrenäen bildeten jedes für sich Kleinstaaten, sogenannte Republiken (das fälschlich „Fürstentum“ genannte Andorra ist die letzte Kleinerpublik), und auf Hundebene bildete sich je Haupttal ein eigener Tal-

typ aus. So haben wir heute eine Rasse, die Pyrenäen-Hütehund genannt wird, in der aber noch für den Kenner mühelos die alten Taltypen wiedererkennbar sind, und das waren gut ein Dutzend verschiedene Taltypen. Das verwirrt den Laien. Man muss sich das so vorstellen, als wenn man die vier verschiedenen und streng voneinander getrennt gezüchteten Belgischen Schäferhundrassen Groenendael, Malinois, Laekenois und Tervuren wieder zu ihrer ursprünglich gemeinsamen Basisrasse vereinigen würde. Oder wenn man die aufgrund der politischen Kapriolen in drei FCI-Rassen aufgespaltene Basisrasse des zentraleuropäischen Herdenschutzhundes (ungarischer Kuvasz, slowakischer Tschouvatsch und polnischer Tatra) wieder zu einer einzigen Rasse zusammenfassen würde. Der Pyrenäen-Hütehund hätte auch diese Aufspaltung erleiden können, und es sind auch einige Taltypen und Farben in der offiziellen FCI-Zucht in den 1920er Jahren tabuisiert worden. Dennoch ist die genetische Vielfalt in „meiner“ Rasse vergleichsweise sehr hoch, bei vergleichsweise erhöhter Verwandtschaftszucht. Der mittlere „Inzucht“-Koeffizient muss sich immer wieder der Forderung nach hoher genetischer Vielfalt stellen – und die für jeden Laien augenfällige und verwirrend hohe Unterschiedlichkeit im Phänotyp ist schon ein unleugbarer Hinweis auf diese immer noch vorhandene und bewusst gepflegte genetische Vielfalt im Pyrenäen-Hütehund.

Gleichwohl werden die Züchter, die diese pyrenäische Tradition beachten, kritisiert wegen der angeblich zu hohen „Inzucht“. Ich habe schon auf die Tauernziege hingewiesen: Wenn quantifizierbare Kriterien wie Fruchtbarkeit, Lebensdauer, Gewichtzunahme u.dgl. mit dem „Inzucht“-Koeffizienten eindeutig korreliert werden können, dann trifft diese Kritik ins Schwarze. Wenn aber nicht, dann äußert sich in ihr ein Vorurteil ohne sub-

stantielle Basis – also reine Ideologie. Diese Ideologie manifestiert sich im Extrem darin, dass von einigen Züchtern ein möglichst niedriger „Inzucht“-Koeffizient als das einzige und allein seligmachende Zuchtziel verfolgt wird, alle anderen Kriterien, darunter besonders die Multifunktionalität der Rasse, werden diesem Pseudozuchtziel geopfert. Es sollte aber – wie auch Wokac für die Tauernziege fordert – ganz anders sein, nämlich: „Die Berechnung von Inzuchtkoeffizienten für die Anpaarung sollte daher ganz der Erhaltung der Multifunktionalität dieser Rasse dienen, nicht aber umgekehrt.“

André Pluskwa: In welchem Verhältnis stehen Erbkrankheiten und Inzucht?

Josef Müller: Auf den ersten Blick ist den „Inzucht“-Kritikern vollumfänglich recht zu geben, wenn sie statt eines zunehmenden „Inzucht“-Koeffizienten, der gleich als „Inzucht“ diffamiert wird, einen zunehmenden Heterozygotiegrad fordern. Die Gefahr bzw. die Wahrscheinlichkeit, dass mit zunehmendem Inzuchtkoeffizienten Genorte öfter reinerbig ausgestattet werden können mit Schädigenen als bei Fremdzucht (= Inzuchtkoeffizient nahe oder gleich Null), ist unbestreitbar. Bei rezessiven Erbkrankheiten (und das sind die allermeisten, sonst wäre die Selektion ja sehr einfach), die monogen vererbt werden, für die also nur ein einziger Genort zuständig ist, tritt statistisch die Krankheit ein bei 25% der Nachzucht, wenn zwei gesunde Anlageträger mit einander gepaart werden. Anlageträger sind mischerbig, d. h. sie haben das dominante Allel A für den gesunden Zustand und das rezessive Allel a für den kranken Zustand. Paare ich, ohne es zu wissen, zwei solche Anlageträger, so besteht das Risiko, dass 25% der Nachkommen krank sein werden. Aber es besteht auch die Chance, dass 25% der Nachkommen ausschließlich mit dem Allel für den gesunden Zu-

stand ausgestattet sind. In diesen Nachkommen ist es gelungen, das Schadgen aus der Zucht zu eliminieren. Die Inzuchtgegner verweisen immer nur auf das Risiko, nie auf die Chance. Mathematisch gesehen aber halten sich Risiko und Chance die Waage. Inzuchtgegner praktizieren also eine etwas einseitige Sicht.

Allerdings ist ihnen auch wieder recht zu geben, denn das bewusste Inkaufnehmen kranker Nachkommen ist auch vom Gesetz her verboten. Aber es gibt ein ABER: Nehmen wir als Beispiel die Progressive Retina-Atrophie (PRA; zunehmender Netzhautschwund). Hier ist es bei einigen Rassen gelungen, zuerst beim Sloughi um 2001, das Schadgen molekulargenetisch zu identifizieren. Man kann jetzt jedem Welpen dieser Rasse eine kleine Blut- oder Haarprobe entnehmen und weiß nach der entsprechenden Untersuchung, welchen PRA-Status er genetisch einnimmt: Entweder ganz frei vom Schadgen, mischerbig (also selber gesund, aber Träger für die Krankheit) oder krank, also reinerbig mit dem Schadgen ausgestattet. In diesem Fall weiß der Sloughi-Züchter dank der Molekulargenetik genau, mit welchem PRA-Status seine Zuchthunde ausgestattet sind: Er wird jetzt einen reinerbig PRA-freien Sloughi mit einem anderen reinerbig PRA-freien Sloughi paaren können; mit dieser Alles-oder-Nichts-Strategie aber wird wahrscheinlich die genetische Vielfalt der Population unzulässig reduziert, wenn alle Züchter diese Strategie befolgen: Denn die genetisch PRA-freien Sloughis werden vermutlich in der Minderheit sein im Vergleich zu den noch deutlich häufiger vertretenen gesunden Anlageträgern und den kranken Merkmalträgern. Die Züchter würden durch die ausschließliche Verwendung reinerbig gesunder Sloughis die effektive Größe der Sloughi-Population unnötig und vermutlich radikal verkleinern – und damit die genetische Vielfalt der Rasse einschränken und andere Pro-

bleme provozieren. Das lässt sich umgehen, wenn die Züchter strategisch paaren, d.h. wenn sie einen reinerbig gesunden Sloughi mit einem Anlageträger paaren – so können die Züchter das Schadgen über x Generationen in einer asymptotischen Kurve nahe Null herunterregeln, ganz eliminieren werden sie es vermutlich nie können. Am Rande sei gesagt: Den Sloughi-Züchtern im VDH ist dies bestens gelungen.

Die heutzutage populäre Forderung, den „Inzucht“-Koeffizienten in der Rassehundezucht möglichst gering zu halten, hat aber auch eine Kehrseite: Das rezessive Schadgen, das durch „Inzucht“ ja nicht geschaffen, sondern nur sichtbar gemacht wird, bleibt dann viel länger unerkannt – obwohl es früher oder später auch bei größtmöglicher Vermeidung von „Inzucht“ realisiert werden wird – und es kann sich über einen viel längeren Zeitraum unerkannt in der Population ausbreiten. So dass eine asymptotische „Eliminierung“ des Schadgens viel schwieriger wird und länger dauert.

Lassen Sie mich noch etwas anmerken: Im Reisezirkus der genetischen Vortragskünstler wird neuerdings empfohlen, Mischlings-„Zucht“ statt Rassehundezucht zu betreiben. Frau Prof. Stur, aber auch Dr. Zachos glänzen hier mit entsprechenden Rezepten. Es wird aber ausgeblendet, dass beispielsweise bei 435 untersuchten Labradoodles (eine Kreuzung zwischen Labrador und Pudel, im Veredelungssprech „Designerhund“ genannt) in Großbritannien vermehrt eine erbliche Augenkrankheit vorkommt, nämlich die multifokale Retinadysplasie – und nun aufgemerkt: 4,6 % der untersuchten Labradoodles wiesen diese Augenkrankung auf, bei den reinrassigen Labradors betrug die Erkrankungsrate aber nur 0,8%, und bei den reinrassigen Pudeln kommt sie erst gar nicht vor, wie das Deutsche Tierärzteblatt im Januar 2013 berichtet (1/2013, S. 16).



Die ursprüngliche Arbeitsumgebung des Pyrenäen-Hütehundes

Foto: Iris Höfling

André Pluskwa: Ist die Inkaufnahme von Krankheiten bis hin zu Qualzuchtungen ein historischer neuralgischer Punkt der Hundezucht?

Josef Müller: Der Schweizer Kynologe Rärer hat früh den Finger in diese Wunde gelegt und auf den schleichenden Beginn von Qualzucht hingewiesen, indem er von vielen Rassen Fotos aus den frühen Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit aktuellen Fotos gegenüber gestellt hat. Nehmen wir als ein Beispiel den Bobtail: Auf den frühen Fotos ist ein harter Gebrauchshund zu sehen mit freier Sicht auf seine Herde, heute braucht er eine neckische Haarspange, um etwas sehen zu können. Wo ist da der Sinn? Gleiches gilt für den Briard: Laut Standard sollen auch heute noch die Augen des Briard nur leicht von Haaren verschleiert sein. Aber wer bemüht sich heute noch um ein adäquates Verständnis des Standards? Die Augen hängen zu: Ein dichter Vorhang, kein leichter Schleier mehr. Hier müssten Zuchtschaurichter konsequent gegensteuern – auch auf die Gefahr hin, danach nicht mehr eingeladen zu werden. Ein letztes, sehr bekanntes Beispiel: Die herabgezogene obere Linie des Deutschen Schäfer-

hundes. Diese Mode führte so weit, dass einige „Super“-Vertreter dieser Tendenz in gewissen Phasen des Trabs nicht nur auf den Zehen, sondern auf dem kompletten Hintermittelfuß liefen. Zum Glück steuert der zuständige Verein seit einiger Zeit gegen – und zum Glück gibt es aus der DDR noch Vertreter der alten Normalform, wie sie sich der Gründer der Rasse vor weit über 100 Jahren vorgestellt hat. In allen drei Beispielen gilt: Diese Züchter kontrollieren sich nicht mehr durch Rückerinnerung an den ursprünglichen Verwendungszweck ihrer Rasse, sie sind daher keine Züchter, sondern nur „Züchter“, genauer gesagt: Showlinienzüchter.

André Pluskwa: Denen Sie eine deutliche Absage erteilen.

Josef Müller: Showlinienzucht ist der Anfang vom Ende, manchmal schleichend langsam, manchmal ganz schön schnell. Das Problem ist einerseits die zweckfremde Akzentsetzung (z.B. spektakulärer Raumgriff der Vorderhand, der weitgehend zweckfrei ist, aber viel Showeffekt hergibt), andererseits die Unfähigkeit der Züchter zu richtiger Selektion. Hinzu kommt natürlich noch die Neigung, alles zu ver-

einfachen: Differenziertes Denken ist heute vielen zu mühsam. Diese Tendenz und das menschliche Vorurteil gegen Inzucht nutzen die genetischen Vortragskünstler weidlich aus.

Das Grundproblem habe ich ja schon eingangs angeschnitten: Wenn die heutigen Züchter mehrheitlich sich keine Vorstellung mehr machen (wollen oder können), zu welchem Gebrauchszweck ihre Rasse einmal gezüchtet wurde, dann ist der Willkür-Tür und Tor geöffnet. Wenn dann noch faktenfreie Ideologie hinzukommt, ist bei einigen, ja manchmal sogar bei vielen alles zu spät. Die Züchter müssen wieder lernen, den früheren Gebrauchszweck ihrer Rasse genau zu kennen und als Korrektiv ihres Handelns bedingungslos anzuerkennen.

André Pluskwa: Wie ist die unendliche Anpassungsfähigkeit der Hunde einzuschätzen? Die neuen Generationen von beispielsweise Border Collies oder Huskies, die weniger „unerwünschtes“ aber eigentlich ja bis dato rassespezifisches Verhalten zeigen – Resultate von Zucht oder arterhaltener natürlicher Auslese? Genormte oder natürlich angepasste Hunde, die zwar noch aussehen wie die originären Vertreter ihrer Rasse, aber deren Fertigkeiten nicht mehr oder nur in verkümmertem Form aufweisen?

Josef Müller: Ihre Frage nach „modernen“ BC und Huskies ist knifflig: Einerseits bleibt es nicht aus, dass sich schleichende oder erzwungene Anpassungen ans neue Biotop ergeben (müssen), andererseits entfernt man sich immer mehr vom Original, das man täuschender Weise immer noch zu züchten vorgibt. Das ist eine Variante des Kastrierens, aber wie bereits gesagt: wer ein Stück Natur mit vorher bekannten Eigenschaften ins Haus holt, und diese Eigenschaften dann nicht respektiert und nicht damit vorbeugend umzugehen versteht, der ist eigentlich mit einem Tamagochi oder Steiff-Hund besser bedient.

Übrigens: „In verkümmertem Form aufweisen“ – das mag in einigen Verhaltensaspekten verlockend sein, nur diese Kennzeichen sind verwoben mit anderen Kennzeichen, die man nicht missen möchte, auf diesem Wege aber doch mit eliminiert – ohne es zu wissen in den allermeisten Fällen: Man merkt es erst, wenn es zu spät ist. Es ist immer eine (zur Zeit unbeantwortbare) Frage, was auf dem Chromosom Sowieso in unmittelbarer Nähe des angeblich zu merzenden Kennzeichens an wünschenswerten oder unerlässlichen Kennzeichen angesiedelt ist und wie diese Bereiche miteinander verquickt sind (oder auch nicht). „Denn sie wissen nicht, was sie tun ...“ Aber der Herr (die Rasse, „die Natur“) verzeiht ihnen gerade deshalb nicht ...

Vor diesen Irrtümern ist niemand gefeit, ich auch nicht, aber man muss sie nicht auch noch bewusst begehen wollen. Deshalb, immer wieder: So nah am früheren Gebrauchszweck wie möglich! Die Züchter müssen lernen, den früheren Gebrauchszweck einer Rasse genau zu kennen und als KORREKTIV ihres Handelns bedingungslos anzuerkennen. Wie sagte doch der berühmte Königsberger Kynologe Immanuel Kant? „Züchte stets so, dass Deine Zuchtmethod(e)n zu einem allgemeinen Gesetz werden können!“

André Pluskwa: Kant war Hundezüchter?

Josef Müller: Wie wäre er sonst auf den Kategorischen Imperativ gekommen?

www.dogtalking.de

*Die Bilder von den Tauernschecken stellte uns freundlicherweise das Umweltamt der Stadt Burghausen zur Verfügung · www.burghausen.de
www.tauernschecken.de* ■